

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 2

Artikel: Wie ich Priester wurde und mein Amt verwaltete
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie ich Priester wurde und mein

Sehr geehrter Herr Redaktor!

Schon bei einer Vorbesprechung habe ich Ihnen meine Bedenken wegen eines Artikels in Ihrer Zeitschrift dargelegt. Als Abonnent scheint es mir nämlich, der «Schweizer Spiegel» sei etwas konkav oder konvex, d. h. er gebe kein ganz richtiges Bild unseres Landes. Man bekommt den Eindruck, die ganze Schweiz sei reformiert.

Im Verlaufe der Ausarbeitung haben sich meine Hemmungen noch vermehrt. Ich wurde mir immer mehr bewußt, daß ich Dinge darzulegen habe, die vor allem von Nichtkatholiken mißverstanden werden können.

Es ist auch nicht möglich, wie Sie das in Ihren interessanten Lebensbildern tun, das «Rein-Menschliche» der Tätigkeit eines Priesters darzulegen; denn Priester sein heißt: «Von Gott gerufen sein zu seinem Dienst (Klerus = Ausgeloster, Abgesonderter).

Und doch wage ich zu hoffen, daß diese mangelhaften Betrachtungen manches Vorurteil beseitigen helfen.

In diesem Sinne und mir voll bewußt, daß das Eigentliche dieser unserer sonderbaren Existenz nicht in Worte gefaßt werden kann, übergebe ich Ihnen diese Blätter mit den besten Wünschen für Ihre geschätzte Zeitschrift!

Ihr ergebener

BEI meiner Taufe wurde mir auf Wunsch meines Vaters der Name Johannes gegeben. Die Mutter hingegen weihte mich in besonderer Weise Maria. Das ist an sich nichts Wichtiges, in mancher katholischen Familie geschieht das so. Schau ich jedoch heute zurück, so fühle ich darin die Fügung und Führung Gottes, die ich in meinem Leben immer wieder spürte.

Meine Eltern waren gute Durchschnittskatholiken, ja sogar mehr links von der Mitte. Ich habe aber meinen Vater nie fluchen hören. Und beim täglichen Tischgebet, besonders beim Nachtgebet, half er immer mit.

Wir waren unser sieben Geschwister, von denen leider die älteste Schwester und der jüngste Bruder im Alter von fünf und sieben Jahren starben. Ich war am Sterbebett meines Bruders. Von der Schule wurden wir plötzlich heimgerufen. Heute höre ich noch die Stimme der Krankenschwester: «Jetzt ist er vor dem Gerichte Gottes — jetzt ist er ein Engel.»

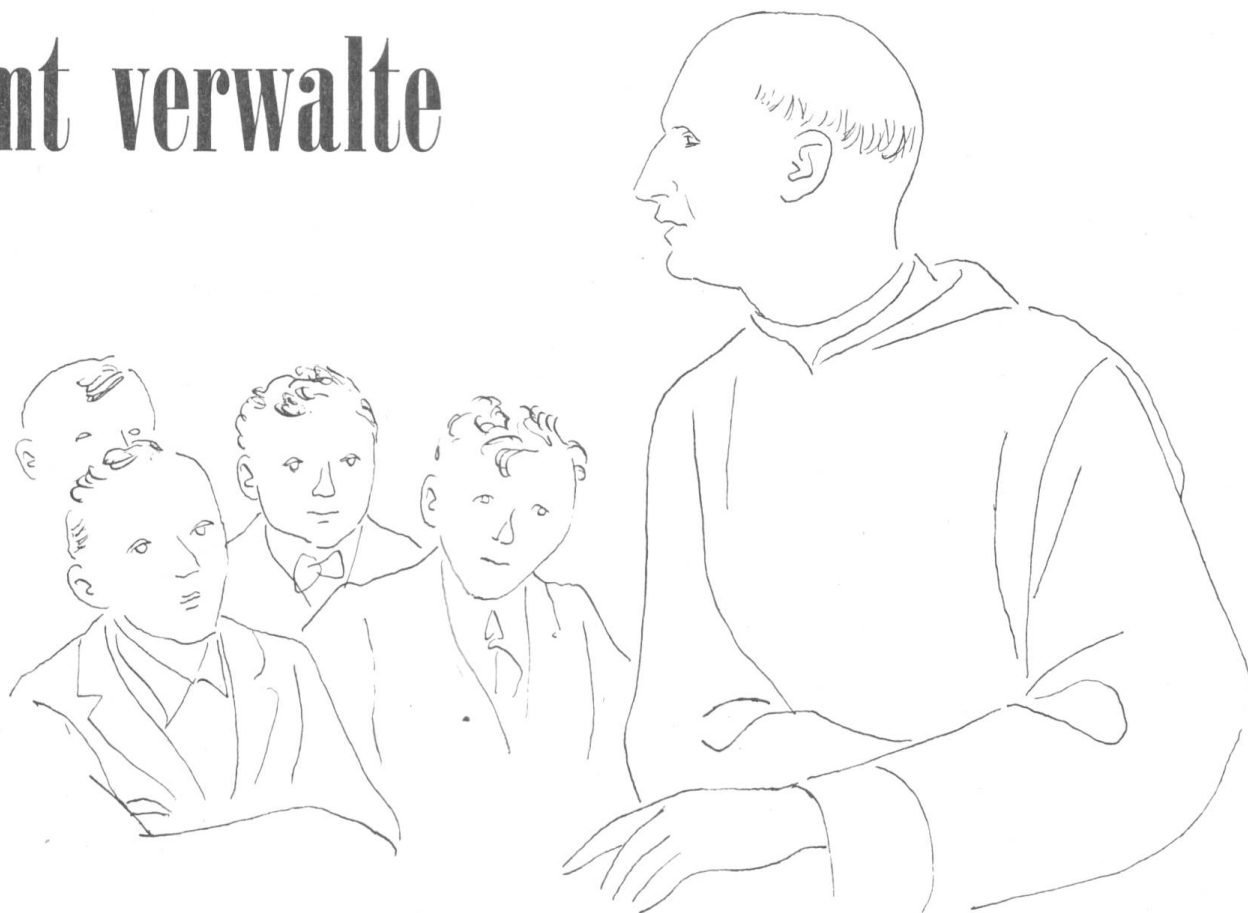
Während alle meine Geschwister am Sarge und am Grabe weinten, brachte ich keine Träne

hervor; aber um Brust und Hals war es mir, als ob mich jemand würgte. Der Mutter ging der Tod dieses Bubens und der ersten Tochter unsäglich ans Herz. Oft mußten wir die gute Nachbarsfrau holen, damit sie die Mutter trösten komme, weil wir Kinder machtlos dastanden. Damals, und auch in den späteren Jahren des Studiums und in der ersten Priesterzeit, habe ich diesen Schmerz nie recht verstehen können, weil ich mir rein verstandesmäßig sagte: Die Seele eines solchen Kindes ist doch im Himmel, was braucht man da zu weinen, wenn es gerettet ist? Heute kann ich mitweinen, wenn ich eine Familie treffe, wo ein Kind weggestorben ist, nachdem ich durch manche Erlebnisse weicher und weniger rational geworden bin.

Die Angel

Der Gedanke, Priester zu werden, kam mir als kleiner Bub bei der Feier des sonntäglichen Gottesdienstes. Die Gebete der Gläubigen, der Gesang, die Priester in ihren Gewändern, die Ministranten mit Kerzen und dem alles um-

Amt verwalte



H. Tomamichel

hüllenden Weihrauch, das alles hat meinem Bubenherzen einen solchen Eindruck gemacht, daß ich der Mutter sagte, ich wolle Pfarrer werden.

25 Jahre später bin ich an einem Sommertag wieder an jenem Platz in der Kirche gekniet, den ich damals als Erstkläßler hatte, und wo Gott mich mit seiner Angelrute fing.

Das Bild vom Hecht an der Angel zeigt wohl am deutlichsten, was vorging; so wie man den Hecht nicht sofort einzieht, sondern ihm immer wieder die Freiheit läßt, um ihn erneut zurückzuholen, so ging es auch mir.

Die Primarschulzeit durchlebte ich wie alle andern Buben. Ich hatte meinen heimlichen Schatz schon in der ersten Klasse. Dort, wo «sie» wohnte, war ein großes Zuckerhaus im Schaufenster ausgestellt — Grund genug, um dort lange stehenbleiben zu können.

Infolge Stellenwechsels meines Vaters mußte ich die letzten Primarschulklassen in einer andern Ortschaft absolvieren. Dort tauchte unter den Mädchen der erste Bubikopf auf, der unter der Bubenschar wirklich Furore

machte. Mich ließ er kalt, ich hatte mein Herz bereits an die Luise gehängt. Einer ihrer Brüder war in meiner Klasse, und ich suchte mit ihm und der Familie in ein gutes Einvernehmen zu kommen. Es war eine Seligkeit besonderer Art, als ich das erstmal in deren Wohnung eingeladen wurde. Aber nie hat das Mädchen etwas von dieser heimlichen Liebe gewußt. Oft auf dem Schulweg spürte ich die Angel, an der ich war, und fragte mich dann, ob ich wohl ohne Schatz durchs Leben gehen könne.

An Ostern 19... trat der Vater vor dem Mittagessen, eine Zeitung in der Hand, zu mir: «Wenn du Pfarrer werden willst, so mußt du dich zur Aufnahmeprüfung ins Gymnasium anmelden.»

Mit klopfendem Herzen las ich die Zeitungsnotiz über die Einschreibung. Jetzt zog die Angel kräftig an. Ich merkte: Entscheidung.

Krise

Während der dritten Gymnasialklasse war mir das Studium vollständig verleidet. Mein Vater

war kurz vorher Geschäftsführer geworden. In der Freizeit durfte ich auf dem Lastwagen als Mitfahrer Kundendienst leisten. Das Interesse für Autos stand bei mir nun an erster Stelle. Von weitem kannte ich die verschiedenen Automarken und merkte mir auch immer die Autonummer. Ich bat den Chauffeur um das Autobuch, worin der Motor und seine Bestandteile und sein Mechanismus erklärt waren.

Der Chauffeurberuf schien mir immer verlockender. Daheim am Tisch sondierte ich behutsam, was man so davon denken würde. Der Hauptkampf aber spielte sich in meinem Innern ab und wühlte die tiefsten Seelenschichten auf. Im Schulzimmer hatte ich meinen Platz nahe am Fenster. Jedes Auto wurde registriert; unsern Wagen kannte ich von weitem an seinem Motorengeräusch. Die Leistungen in der Schule nahmen ab. Leider war der sehr gescheite Hauptlehrer alles andere als Pädagoge. Meine Aufsätze packten ihn, und er lobte mich deswegen. Aber er merkte nicht, was in mir vorging.

Am Schluß des Sommersemesters verlangte ich von den Lehrern alle meine Hefte und Zeichnungen mit der Begründung, ich wisse nicht, ob ich im Herbst wieder komme. Die Zeugnisnoten in den Hauptfächern — außer Latein und Griechisch — waren nicht zum Anschauen: Fleißnoten 4 und 3. Nach einigen

Hemmungen zerriß ich das ganze Notenheft.

Die darauffolgende Ferienzeit brachte Klärung. Die Mutter sprach mit dem Ortspfarrer, einem Priester, der in besonderer Weise die Gabe des Rates besaß. Nach dem morgendlichen Gottesdienst — sonntags und werktags — mußte man immer lange warten, bis man ihn sprechen konnte, weil so viele ihn als Ratgeber aufsuchten. Seine Antwort war: «Man hört nicht einfach mitten im Jahr auf und läuft davon, wenn es einem verleidet. Er soll auf jeden Fall die dritte Klasse fertig besuchen, dann kann man wieder schauen.»

Wie ich im Herbst ins Schulzimmer trat, meinte der Professor: «So, hast du doch den bessern Teil erwählt?»

Die letzten Jahre der achtjährigen Gymnasialzeit durfte ich in einem innerschweizerischen Kollegium absolvieren. Das war mir eine ganz neue Welt. Vorher hatten wir zu große Freiheit und Ungebundenheit, dazu Kameraden verschiedenster Sorten. Heute sehe ich, daß ich in diesen ersten vier Jahren Gymnasium sittlich am Abgrund vorbeigegangen bin. Jetzt war alles geordnet: das Aufstehen, die Freizeit, das Studium. Der Präfekt machte mir einen besonders starken Eindruck durch seine Art, wie er die große Studentenschar in den Zügeln hielt.

In dieser Zeit bekam ich von meiner Schwe-

EIN VEXIER- BILD



ster das Buch «Von der Nachfolge Christi». Es war der günstigste Moment. Jetzt an diesem neuen Ort war ich ganz vom Willen be-seelt, ein neues Leben zu beginnen. Dazu kam die Atmosphäre dieses Internatlebens, die meiner Seele im Innersten wohl tat. Ich benützte eifrig die tägliche Kommunion. Ich blühte innerlich auf. Ich spürte dabei Hunger nach mehr. Mit dem Klassenprofessor, einem ebenso gütigen wie strengen Mönch, der uns zu harter Arbeit erzog, konnten wir frei diskutieren. So stellte einer die Frage, warum man im katholischen Gymnasium so wenig eigentliche Religionsstunden habe. Wir wären bereit gewesen, viel mehr solcher Stunden zu haben; wir wollten wissen. Die Antwort, die ich damals nicht verstand, lautete: «Wir haben hier die Atmosphäre, und die wirkt.»

Meine angeborene Neigung ist es, viel in der Natur draußen zu sein. Mein Kabinfenster ging aber auf den Innenhof, und so war die Aussicht kläglich. Im Vorraum des WC entdeckte ich jedoch eine Stelle, von wo aus man weit in die Gegend hinaus sehen konnte. Zwar sah man sie ja tagsüber immer, auch auf Ausflügen und den kleinern und größern Spaziergängen. Mich aber reizte es, diese Landschaft in Mondnächten zu betrachten. Ich weiß nicht, wie oft ich dort in diese Landschaft hinausgestaunt habe, mitten in der Nacht. Drüben im Schlafsaal schliefen die andern, und ich hatte hier das herrliche Erlebnis des wundersamen Lichtes und der mächtigen Stille.

In der letzten jährlichen Exerzitienzeit — diese Exerzitien finden immer vom Aschermittwoch bis zum darauffolgenden Sonntag statt, und es ist rührend, zu erleben, wie die in der eben verflommenen Fastnachtszeit sich so tollgebärdende Studentenschar sich nun strikte an das geforderte Stillschweigen hält — fiel die endgültige Entscheidung in der Berufsfrage. Das ist nicht so einfach, wie es scheint. In einem Kollegium studieren und leben nebeneinander die kommenden Ärzte, Juristen, Priester und so weiter. So kommt natürlich dem einen und andern die Frage: Bist du etwa für einen andern Beruf da, als du meinst? Ich fragte mich, ob ich nicht vielleicht zum Mathematiker geboren sei. Unser zwei waren in der 7. und 8. Klasse die großen Zugpferde in diesem Fach. Dazu kam, daß wir in unserer Verwandtschaft einige Baumeister und Bauzeichner hatten.

Ehrliche Selbsteinkehr, eigenes Gebet und Gebet der Angehörigen ließen mich aber erkennen, daß ich Geistlicher werden sollte. Aber wo? Benediktiner, Kapuziner oder Jesuit? Mich lockte es am meisten zu den weißen Mönchen in Valsainte. Und doch hieß der Ruf: Als Weltgeistlicher in die Welt hinaus!

Seminarzeit

Die fünfjährige Theologiezeit kann man im Diözesanseminar oder an entsprechenden Universitäten des In- und Auslandes absolvieren. Nur das erste und letzte Jahr muß man im Diözesanseminar verleben. Der zu bewältigende wissenschaftliche Stoff ist unermeßlich: die Hilfswissenschaften um die Hl. Schrift, die Dogmatik, Liturgik, die Moral, das Kirchenrecht, Kirchengeschichte, Patristik, Hebräisch und so fort.

Ich beschloß, an einem Seminar einen einheitlichen theologischen Kurs zu absolvieren. Das geistige Leben im Seminar war lebendig. Besonders einer der Professoren verstand es, uns zu eigenem Denken und Diskutieren anzuleiten. Manche harte Diskussion war nötig, bis er uns den richtigen Freiheitsbegriff beigebracht hatte. Und als er zu der Darlegung der Reformdekrete Pius' X. kam, da prallten die Ansichten scharf aufeinander, bis er uns zur Wahrheit geführt hatte.

Als Priester ist man verpflichtet, täglich eine halbstündige Betrachtung zu halten. Wie man dies anstellen soll, wird im Seminar gelernt. In der Asketikstunde wird den Erst- und Zweitkürslern die Methode einer fruchtbaren Betrachtung gezeigt. Abends nach dem Nachtgebet werden einem von einem Priester die Gedanken vorgelegt, über die man am nächsten Morgen nachdenken soll. Mir schien dies alles viel zu kompliziert, und ob ich je einmal richtig betrachtet habe, weiß ich nicht. Als in diesen abendlichen Darlegungen noch Einflechtungen über wissenschaftliche Streitfragen gemacht wurden, war es bei mir mit Zuhören fertig. In der Seminarbibliothek hatte ich indessen einen Schriftsteller ausfindig gemacht, von dem zwar nur vier Bände vorhanden waren, der es mir aber angetan hatte, trotzdem er seines Zeichens ein Heide war: Rabindranath Tagore. Und so las ich aus seinen Büchern Abschnitt um Abschnitt und betrachtete dann darüber am andern Morgen.

Es treten natürlich auch solche ins Seminar

ein, die sich über ihre Berufung prüfen wollen. In unserm Kurs waren am Anfang über vierzig, im fünften Jahr nur noch dreißig. Schon nach der ersten Ferienzeit konnte man einige nicht mehr sehen. Und auch nach den Exerzitien, die im Januar stattfanden, sah man in den Gängen hin und wieder gepackte Koffer, sogar von solchen, die schon im zweiten und dritten Kurs waren. Das rief jeweils eine merkwürdige Stimmung hervor, und mancher fragte sich: Soll ich auch gehen?

Die höhern Weihen

Sehr ernst wird die Subdiakonatsweihe vorbereitet. Es ist dies die erste der drei höhern Weihen (vorausgegangen sind die Tonsur und die vier niedern Weihen). Mit dieser höhern Weihe übernimmt der junge Anwärter auf das Priestertum die Verpflichtung zum täglichen Breviergebet und zum ehelosen Leben (Zölibat). Dazu kommt man vorher mit dem Bischof persönlich ins Gespräch. Man legt eigene Fragen und Befürchtungen vor, und wenn dann der Bischof sagt: «Ich weihe Sie», so liegt darin die Berufung durch die Kirche.

Ich machte damals gründliche Gewissensforschung, und je näher der Tag kam, desto unwahrscheinlicher schien es mir, daß ich jemals Priester werden könne. Ich schrieb an meinen Pfarrer, ich schrieb nach Hause, man solle ja nicht an die Weihe kommen, es könne sein, daß ich nicht unter den Weihelikandidaten sei. Meinem besten Freund, den ich für den meistbegnadeten des ganzen Kurses hielt, teilte ich meine Bedrängnis schriftlich mit. Im Verlauf des Nachmittags sprach ich mit dem Bischof. Ich schilderte ihm meinen Seelenzustand und bat ihn, zu entscheiden. Und er entschied: «Haben Sie keine Angst! Sie werden Priester!» Und wie ich auf mein Zimmer kam, lag dort auf dem Pult ein Zettel, geschrieben von meinem Freund: «Christus will in dir das Zeichen seines Priestertums einprägen.» Zweifel und Beklemmung waren verschwunden.

Endlich nach einem weitem halben Jahr kommt der Tag der Priesterweihe. In der Kleidung des Diakons tritt man vor den Bischof hin. Nach seiner kurzen Ansprache werfen sich alle auf ihr Angesicht, und es wird die Allerheiligen-Litanei gesungen. Ein unvergeßliches Bild: auf dem Boden ausgestreckt diese jungen Menschen, im Bewußtsein ihrer menschlichen Schwäche und Hilflosigkeit. Der

stürmische Ruf an alle Heiligen und an Gott selbst, diese Auserwählten zu segnen, zu heiligen und zu weihen.

Jeder tritt dann vor den Bischof, und schweigend legt dieser einem jeden seine beiden Hände aufs Haupt: Übertragung der priesterlichen Weihe und Gewalt. Auch die übrigen anwesenden Priester halten ihre Hände über die Neugeweihten ausgestreckt. Nach dem Weihegesang empfängt man das Meßgewand: «*Nimm hin das Gewand, das die Liebe versinnbildet . . .*» Nach dem Hymnus an den Heiligen Geist werden jedem Neugeweihten mit Katechumenenöl beide Daumen und Zeigefinger gesalbt: «*. . . damit alles, was sie segnen werden, gesegnet sei!*» Hierauf wird einem jeden Kelch und Patene zur Berührung gegeben, Zeichen der Vollmacht, die hl. Messe zu feiern.

Anschließend vollziehen die Geweihten zum erstenmal mit dem Bischof den Auftrag Christi: «*Tut dies zu meinem Andenken!*» Gegen Schluß der ganzen Feier singt der Chor die Worte des Herrn: «*Nun werde ich euch nicht mehr meine Diener nennen, sondern meine Freunde . . .*»

Nach dem Glaubensbekenntnis kniet jeder vor den Bischof hin, der beide Hände des jungen Priesters umfaßt und fragt: «*Versprichst du mir und meinen Nachfolgern Ehrfurcht und Gehorsam?*»

Antwort: «*Ich verspreche es.*»

Und der Bischof gibt den Friedenskuß: «*Der Friede des Herrn sei allzeit mit dir!*»

Hierauf kniet der Bischof selbst vor die Neugeweihten, und diese spenden ihrem Oberhirten und dem ganzen anwesenden Volk den Primizsegen.

Unterdessen hat sich die Bevölkerung der Pfarrei, von wo man kommt, innerlich und äußerlich auf die Primiz vorbereitet. Was auf solche Tage hin gebetet und geopfert wird, weiß Gott allein. Das Schmücken der Kirche, das Einüben der Gesänge sind nur kleine äußere Zeichen der innern Anteilnahme des Volkes an einem solchen Gnadentag. Die Freudenstränen meines sonst so stillen Vaters und meiner frommen Mutter waren wie Diamanten im Glanze dieses langersehnten Tages.

Im Amte

Mit einiger Unruhe erwartet man den Brief des Bischofs, worin er einem mitteilt, mit welchem Pfarrer man in Verbindung zu treten

habe. Mich hat der betreffende Pfarrer schon vor der Priesterweihe vom Bischof erbeten, ohne mein Wissen natürlich. Ich hatte mir alles andere als diese Ortschaft und diesen Obern vorgestellt. Er war ein sehr liebenswürdiger, geselliger Mensch und wohlmeinend. Er war aber eigentlich ein Kind geblieben und huldigte deswegen oft dem Spieltrieb. Er jaßte

gerne. Die Folgen dieser Lebensumgestaltung zeigten sich bald: Bei der Vorbereitung auf den Unterricht und die Predigten schlief ich oft beim hellsten Taglicht ein. Ich hätte dem Pfarrer gerne alle Predigten und Christenlehren abgenommen, wenn er mich nur mehr von diesen Gemütlichkeiten befreit hätte. Dennoch konnte ich ihm nicht böse sein.

Der kleine Familienfilm



Erklärt Frau, er wolle den Tisch abräumen, während sie die Dinge in der Küche bereit macht, dann wolle er abtrocknen.



Fragt, soll man das übriggebliebene Kuchenstück aufbewahren? Gut, wo soll er es versorgen?



Wird instruiert, das Kuchenstück in den Eiskasten zu stellen.



Schlendert in die Küche, nascht die Krumen von der Tortenplatte und erklärt, im Eiskasten keinen Platz zu finden.



Seufzt und versucht Platte so unterzubringen, indem er eine andere herausnimmt.



Dabei fallen Vanillebrezel, welche Frau für das Teekränzchen von Morgen gebacken hat, zu Boden. Liest sie verstoßen auf.



Reorganisiert den Inhalt des Eiskastens und findet Platz für Tortenplatte.



Merkt, daß er hungrig ist, und ißt das Stück Torte, wobei er feststellt, daß Frau inzwischen den Tisch abgeräumt, abgewaschen und abgetrocknet hat.

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Pünt

In alter Zeit besaß jede Gemeinde Land, das der Gesamtheit der Dorfgenossen gehörte; das war die Allmend (eigentlich Allgemeinheit). Meistens diente dieses Land als Weide. Mit Einwilligung der Bürger durften aber von Einzelnen besonders ertragsfähige Grundstücke umzäunt und der allgemeinen Nutznießung entzogen werden. Ein solches Stück Land nannte man damals *bi-wende*, d. h. Platz, um den sich (bi-) ein Zaun *windet*. Dieser meistens aus Stangen hergestellte Zaun hieß Hurd, Fad oder Hag. Aus *biwende* entstand später das Wort *Bünt* oder *Pünt*. Man kannte vor allem *Flachs-*, *Wërch-* und *Rëbepünte*. Später wurde jedes reichlich gedüngte Stück Pflanzland in der Nähe der Häuser *Pünt* genannt; der Ausdruck wurde zum Synonym von Chruut (Gemüse)garte. Heute ist das Wort im Veralteten begriffen; in Flurnamen ist es jedoch noch häufig anzutreffen; ebenso leiten sich die Familiennamen *Pünter* und *Püntener* (*Büntiner*) davon her. Das mit einem Zaun von der Allmend abgetrennte Privatgrundstück trug auch die Bezeichnung *Yschlag*, *Yfang*, *Byfang*, auch nur kurz *Fang* (eigentlich das Umschlossene) oder nach dem umgebenden Zaun *Bitzi* (aus *bizune*, mit einem Zaun versehen). Von *Yfang* stammen die Namen *Infanger* und *Fankhauser* (von *Fanghuus*, Haus mit einem Fang), von *Bitzi* der alte Schwyzer Familienname *Inderbitzin*.

Johannes Honegger

Schon hatte ich mich mit dieser Situation abgefunden, als ein Brief des Bischofs eintraf, ich möge mich auf einen Wechsel rüsten. Der Pfarrer machte ein langes Gesicht, in mir drinnen aber jubelte es.

Beim neuen Pfarrer wurde mir viel Seelsorgerarbeit gegeben. Aber ich konnte für mich sein und mich gut auf Predigt und Unterricht vorbereiten. Auch die finanzielle Lage hatte sich gebessert. Bei der vorigen Stelle wurden mit monatlich 90 Franken auf den Tisch gelegt. Hätte ich nicht noch Eltern gehabt, ich hätte die Kleider von Wohltätern erbetteln müssen. Jetzt erhielt ich 150 Franken.

Die erste Predigt: Als Diakon wird man zum erstenmal hinausgesandt, um zu predigen. Gewöhnlich an den Maiandachten, am Sonntagabend. Mein erstes Wirkungsfeld war ziemlich weit vom Seminar weg, und selbst von der Bahnstation aus mußte ich noch eine halbe Stunde zu Fuß gehen. Immer wieder zog ich mein Manuskript heraus und merkte mir besonders die Übergänge. Ich sprach meinem klopfenden Herzen Mut zu.

Beim jungen, sehr asketisch aussehenden Pfarrer wurde ich zum Nachtessen eingeladen, wobei der «Fahrplan» der Abendandacht zur Sprache kam. In der Sakristei schauten einen die listigen Ministranten mit neugierigen Augen an. Nach dem Lied zum Hl. Geist sollte die Predigt beginnen. Es trat eine horchende Stille ein. «Liebe Christen!» Ich erschrak selber über meine Stimme, aber den Faden verlor ich nicht. Im Bewußtsein, sowohl inhaltlich wie formtechnisch ein Meisterstück geleistet zu haben, hungerte ich nach einer Anerkennung des Pfarrers. Der aber bemerkte nur, zwar sehr freundlich und höflich: «Gute Anlagen.» Das traf meinen Stolz empfindlich. Bedrückt kam ich ins Seminar zurück.

Am andern Tag wollte ich meine Predigt im Übungszimmer, wo man gegenüber der Kanzel einen großen Spiegel aufgestellt hatte, den unsichtbaren Zuhörern halten. Ich begann so, wie ich es am vorigen Abend getan hatte, mit den gleichen Gesten und der gleichen Betonung. Aber ich kam kaum zwei Sätze weit: Ich war so betroffen und erschreckt über meine Gestikulationen, daß mich jene erbarmten, die mir geschlagene zwanzig Minuten zusehen mußten. Ich wußte nun, daß das Prädikat «gute Anlagen» noch viel zu gut war.

In einer späteren Predigt, im ersten oder zweiten Priesterjahr, passierte mir etwas an-

deres. Schon lange wußte ich, daß ich an jenem Sonntag an die Reihe kam. Aber ich hatte einfach keine Idee, keinen Leitgedanken. Schon wochenlang hatte ich in der Freizeit die Briefe des hl. Paulus studiert. Daneben schien mir alles andere verwässert. Der Freitag war da, aber noch keine Idee; noch glotzte mich das leere weiße Papier an. Am Samstagmorgen entschloß ich mich, den ganzen Epheserbrief in den Dialekt zu übersetzen und ihn so am Sonntag den Gläubigen vorzutragen.

In der Kirche wurde es eigenartig still, als ich, gegen alle Gewohnheit, anfang, Schweizerdeutsch zu reden. Das alte Gemeindeoberhaupt, das immer seinen bestimmten Platz zuäußerst in der Bank gegen die Wand hin hatte, brachte mich fast aus dem Konzept. Sonst schaute er immer aufmerksam zum Prediger hinauf, heute aber stierte er ständig in die Wand hinein. Ich durfte nicht mehr zu ihm hinüberblicken. Die Kinder hatten große Freude, während die Erwachsenen geteilter Meinung waren.

Im Unterricht

Ich habe mir in der ersten Unterrichtsstunde vorgenommen, den Kindern die Religion nie «handgreiflich» beizubringen. Schließlich sind die Hände geweiht zum Segnen. Lange Jahre konnte ich diesen Vorsatz halten.

In einer Klasse hatte ich des langen und breiten den vollkommenen Ablaß erklärt. Da glaubte ich endlich fragen zu können: «Was ist also ein vollkommener Ablaß?» Statt einer Antwort vollkommene Ruhe. Endlich hielt ein Mädchen einen Finger in die Höhe. Ich staunte, weil dieses Kind nicht zu den Hellsten der Klasse gehörte. «Darf ich hinaus?» tönte es da. Einen Moment war's wieder absolut still im Zimmer. Betreten gestattete ich das Weggehen. Halblaut, aber so deutlich, daß es alle verstanden, kam aus der hintersten Ecke der Bubenseite: «Das isch jez en vollkommene Ablaß.»

Im Bibelunterricht hatte ich mit den Viertkläßbuben die Berufung vom Moses durchgenommen. Die Kinder können das Gelernte frei vortragen, schriftdeutsch oder im Dialekt.

Paul erzählte: «De Moses hed i de Wüeschtli usse 's Veh ghüetet. Immer wyter und wyter isch er cho. Uf einisch gsehd är dert vorne öppis brünne. Do dänkt är by seech:

Was chaibs isch do los, do mueßi go luege . . .»

Durch Stellenwechsel meiner Mitbrüder ergab es sich, daß ich eine Schulklasse ganze vier Jahre nacheinander hatte. Vom ersten Tage an, als ich in diese Klasse eintrat, spürte ich eine besondere Neigung zu ihr. Es waren achtjährige Mädchen. Eines hatte eine ganz besondere Eigenart. Es war nicht wie die andern, sondern im Grunde genommen kritisch, und man spürte: diesen Menschen muß man innerlich erobern. So bereitete ich den Stoff für diese Klasse ganz besonders gut vor. In den schriftlichen wie in den mündlichen Prüfungen stand die «Kritische» immer an erster Stelle.

Während der Schulschluß mir immer «aufs Herz» fährt — dieses Abschiednehmen tut einem immer weh —, wußte ich, als diese Klasse ans Ende des sechsten Schuljahres kam, daß ich mich endgültig von ihr trennen müsse. Um nicht ein weinendes Herz zu zeigen, sagte ich in der zweitletzten Stunde, man solle dann in der nächsten Stunde die Leintücher mitnehmen. Man lachte und war sofort im Bild. Wirklich haben dann zwei Mädchen Leintücher mitgenommen, und eines ein weißes Tischtuch, so daß es in dieser letzten Stunde noch sehr froh zuzuging. Beim Hinausgehen gab ich jedem die Hand und wünschte ihm frohes Glück. Die Großzahl dieser Klasse kam dann in die Sekundarschule. Die «Kritische» wurde Universalgenie genannt. Ihre Mutter bat mich inständig, ich solle ihr doch helfen, ihre Tochter sei immer so verschlossen, und sie wisse auch nicht, welchen Beruf sie ergreifen solle.

Nach der Schulentlassung kam die Klasse zu mir, obwohl ich gar keinen Religionsunterricht bei ihr erteilt hatte, um Abschied zu feiern. Erinnerungen wurden aufgefrischt und bemerkt, wie ich oft gesagt hätte: «Ich sehe durch euch hindurch. Es kann sich keines hinter dem andern verstecken.» Die «Kritische» tat ebenso froh und offen wie die andern. Sie wurde in ein westschweizerisches Institut geschickt. Und jetzt merkte ich, wie gerade dieser Mensch mir ans Herz gewachsen war. Sie kam noch extra, um Abschied zu nehmen. Anderntags reiste sie mit dem Halbnun-Uhr-Zug weg. Von der Gartenmauer aus konnte ich den die Ortschaft verlassenden Zug sehen. Jetzt konnte ich endlich nach vielen Jahren wieder einmal richtig weinen. Am folgenden Tag bat mich die Mutter zu sich. Wir

beide weinten. Sie merkte es so recht, daß diese «Kritische» im Grunde genommen der Sonnenschein dieser achtköpfigen Familie war.

Seit diesem Abschied bin ich innerlich viel gelöster. Und jetzt verstehe ich den Schmerz meiner Mutter, als ihr Kind starb, versteh' ich den Schmerz meiner Eltern und die Tränen, allemal wenn ich ins Kollegium fuhr, verstehe den Schmerz der Mütter, wenn Kinder wegreisen. An jenem Vormittag traf es sich, daß ich als ersten Psalm im Brevier den 53. zu beten hatte. Und seither ist mir jenes Gebet und besonders der zweitletzte Satz sehr lieb geworden: *«Freudig will ich dir mein Opfer weihen und preisen deinen Namen, denn er ist gütig.»*

Am Kranken- und Sterbebett

Im Verlaufe eines Jahres besuche ich jede der mehr als 400 Familien meines Seelsorgebezirkes. Je länger man in einer Pfarrei wirkt, desto mehr Zeit braucht es. Das wachsende Vertrauen macht einen jedes Jahr heimischer. Traditionsgemäß spendieren die Gläubigen bei dieser Gelegenheit für das große Werk der einheimischen Mission.

Die Kirche empfiehlt uns ganz besonders, sich mit Eifer der Kranken anzunehmen und den Sterbenden beizustehen. Ein eigenes, von Christus eingesetztes Sakrament hilft dem Kranken, sein Leid zu ertragen und in Vereinigung mit Christus den Tod zu erleiden. Bei diesen Menschen merkt man aber auch in besonderer Weise das Gnadenwirken Gottes, bei dem wir Geistliche eben nur Werkzeuge sind; manchmal braucht Gott den und manchmal einen andern, die Person ist nicht so wichtig.

Im Krankenhaus liegt ein Mann auf den Tod krank. Schon mehrere Geistliche waren bei ihm. Alles noch so gütige Zureden nützt nichts. Auch ich war bei ihm, und auch ich mußte unverrichteter Dinge wieder weggehen. Doch wußten wir, daß schon jahrelang für diesen Menschen gebetet und geopfert wurde. Endlich verlangt er einen Kapuziner und scheidet kurz darauf im Frieden.

Ein bald schon Siebziger wollte auch nichts wissen von Beichte und letzter Ölung. Wie es nun dem Ende zugeht, erklärt er der Krankenschwester: «Lassen Sie den Pfarrer X kommen. Ich will beichten.»

«Ja, aber warum gerade den?»

«Der hat mir einmal einen Stumpen geschenkt.»

Am gewohnten Mittwochnachmittag komme ich ins Krankenhaus. Die Abteilungsschwester kommt auf mich zu: «Da drinnen in Nr. 6 ist einer auf den Tod krank, und er will nicht beichten. Den Herrn Pfarrer und den andern Vikar hat er weggewiesen. Auch von einem Kapuziner will er nichts wissen. Probieren Sie es doch.»

Im Vorraum des Krankenzimmers sprach ich nun zu meinem unsichtbaren Schutzengel, zu dem ich großes Vertrauen habe: «Jetzt mußt halt du helfen. Geh du zuerst hinein und bereite diesen Sterbenden. Dann komme ich.»

Nach meinem Eintritt und meiner Begrüßung ging ich sofort auf mein Ziel los: «Wir wollen jetzt miteinander beichten.»

Ohne jeden Widerstand legte dieser Mann nach vielen, vielen Jahren wieder eine Beichte ab. Nach zwei Tagen stand seine mit Gott versöhnte Seele vor dessen Richterstuhl.

Die Kirche läßt uns immer wieder beten: *«Vor einem jähen, unversehenen Tode erlöse uns, o Herr!»* Darum tendiere ich immer dahin, daß die Krankenölung möglichst bald gespendet wird, und in der Großzahl von Fällen wirkt dieses Sakrament auch, genau nach den entsprechenden Worten der Hl. Schrift.

An einem Sonntagnachmittag klingelt das Telefon wieder in die schöne Sommerstille meines Garten. «Hier Strandbad . . ., kommen Sie sofort. Nehmen Sie das hl. Öl mit.»

Mit dem Fahrrad raste ich an den gewünschten Ort. Dort lag auf einem Feldbett ein junger Mann, an dem man mit dem Pullmotor Wiederbelebungsversuche anstellte. Ringsum standen Männer und Frauen im Badekostüm. Sie wurden so zur steten Bereitschaft auf den Tod ermahnt.

Schon oft traf es sich, daß ich abends spät zu den Sterbenden mußte. Man kann das zwiespältige Gefühl nicht beschreiben, das einen überkommt, wenn man mit der hl. Kommunion in der Tasche an Wirtschaften vorbeigehen muß, aus denen wohl abgedämpft, aber deutlich der gurgelnde Ton der Handorgel und ein aufreizendes Saxophon tönt. Vielleicht ist gerade nebenan der Sterbende . . .

Der Abend

Um acht Uhr beginnen die Sitzungen der Vereinsvorstände, der Kerngruppen, der Jugend-

Skikurs an einem berühmten Winterkurort. Schon zu Hause zog ich meine Skiausrüstung an. Im Zug kam ich ins Gespräch mit einem Spenglermeister, der natürlich keine Ahnung hatte, daß sein Vis-à-vis einer von der «schwarzen Gilde» war; sonst wäre es ja auch kaum zu einem Gespräch gekommen. Denn gerade in der Eisenbahn merken wir, daß wir Klerus (= Ausgeloste, Abgesonderte) sind. Jedermann schaut, daß er nicht neben uns zu sitzen kommt. Zwar ging es mir nie so schlimm wie einem bekannten Schweizer Priester. Er hatte den «Nebelspalter» gelesen und wollte ihn nun seinem Gegenüber auch zu lesen geben. Der aber lehnte entrüstet ab: «Ich bin freisinnig, ich lese keine Pfaffenzeitung!»

Auch am Ferienort vermutete niemand einen Geistlichen in mir, und so war die Unterhaltung recht unbefangen. Bei meiner Abreise kam ein Pärchen, das den Kurs auch mitgemacht hatte, ins gleiche Abteil, und wir frischten schöne Erinnerungen auf. Die beiden waren von zu Hause weggereist, ohne zu sagen, wohin, und nun wurden sie gesucht. Bei der Umsteigestation verschwanden die beiden plötzlich, obschon sie im gleichen Zug weiterreisen mußten wie ich. Der Grund: Sie hatten die Adresse an meinem Koffer gelesen, wo stand: katholisches Pfarramt

Viele Mißverständnisse in Bezug auf den katholischen Priester hängen mit unserer Ehelosigkeit zusammen. Der Priester muß *«um das, was des Herrn ist, besorgt sein. Wer aber beweibt ist, ist besorgt um das, was der Welt ist, wie er der Gattin gefalle, und er ist geteilt»* (1. Kor. 7, 33). Das Gesetz des Zölibates nun verpflichtet zur vollkommenen Keuschheit, und diese Tugend gibt den positiven Inhalt. Und es ist wirklich aufschlußreich: Die Gegner der priesterlichen Ehelosigkeit sind zumeist auch Fürsprecher der Ehescheidung, ja oft sogar der «freien Liebe».

Gewiß, man kann durch die Subdiakonatsweihe nicht plötzlich aus seiner Haut fahren. Plötzlich und unversehens kann die Frage wieder auftauchen, und dann heißt es eben den Zusammenhang bewahren mit dem Anfang, mit der Treue. So wie ich es immer wieder den Brautleuten am Hochzeitstage ans Herz lege: Auch die eheliche Treue, das Leben zu zweit hat seine Aufgaben, die nur aus der Treue, aus dem Anfang, der von Gott herkommt, gelöst werden können. Das wird vielleicht noch klarer aus dem Tagesablauf.

Tagesablauf

Die Lehrer des geistlichen Lebens betonen immer wieder den außerordentlichen Wert einer bestimmten Tagesordnung. Diese Ordnung aber muß man in sich tragen.

Am Morgen erhebe ich mich spätestens eine Stunde vor Beginn meiner Meßfeier, gewöhnlich aber schon anderthalb oder zwei Stunden vorher, um mich auf das Wichtigste im ganzen Tagwerk entsprechend vorbereiten zu können. So zeigt der rasselnde Wecker manchmal halb vier, manchmal vier Uhr. Schlafen bis halb sechs Uhr bedeutet für mich ausschlafen.

Am Abend vorher werfe ich noch einen Blick auf das, worüber ich betrachten will, lese ein Stück aus der Hl. Schrift, und dann bitte ich den Schutzengel, mir am Morgen beim Erwachen sofort den Gedanken an Gottes Gegenwart einzugeben. Die Bitte wurde immer erhört. In der Kirche bete ich den ersten großen Teil unseres täglichen Breviergebetes. Das Brevier ist das Gebetbuch der Priester. Darin sind auf die Wochentage die 150 Psalmen verteilt; diese sind unterbrochen von Lesungen aus der Hl. Schrift des Alten und Neuen Testaments, welche von berühmten Kirchenlehrern, wie Augustinus, Hieronymus usw., erklärt werden; an Heiligenfesten gibt eine kurze Lebensbeschreibung Aufschluß über den Tagesheiligen. Das Brevier nimmt alles in allem etwa fünf Viertelstunden in Anspruch. Das ist die Ouvertüre zum Tag.

Psalm 94 wird jeden Tag gebetet: *«Kommt, laßt uns dem Herrn Jubellieder singen, frohlocken unserm Gott und Heiland! Laßt uns mit Lobpreis vor sein Antlitz treten, mit Lobgesängen ihm zujubeln.»*

Bei diesem Brevierbeten weiß man sich verbunden mit Tausenden und aber Tausenden von Priestern und Mönchen in der ganzen Welt. Ferner müssen wir dieses Gebet im Auftrag der Gemeinde verrichten, in der man wirkt. So steht man im Namen so vieler da, die vielleicht weit weg vom Wege des Heiles irren, und darf an deren Stelle dem lieben Gott den Lobpreis darbringen.

Nach diesem etwa eine halbe Stunde dauernden Gebet halte ich die morgendliche halbstündige Betrachtung.

Ich kenne die Schönheiten des Skifahrens, des Schlittschuhlaufens, des Ruder- und des Bergsportes. Ich kann motorrad- und autofahren; ich empfinde die wundersamen Wel-

ten der Musik, der Farben: Das alles aber bedeutet mir rein nichts, verglichen mit meinen täglichen Betrachtungen. Seit Jahr und Tag habe ich sie, trotz großer Arbeitslast, nie unterlassen. Der Betrachtungsstoff ist unermesslich: Allein die Texte der Hl. Schrift sprühen ja vom Geiste des lebendigen Wortes Gottes. Dennoch heißt es immer wieder neu anfangen. Aber es ist etwas vom Wunderbarsten, so in der morgendlichen Stille einer Kirche, vor dem im allerheiligsten Sakrament gegenwärtigen Gott einfach da zu sein, in der wachen Aufmerksamkeit des Herzens, vor ihm, der für uns nur Liebe ist und in dem wir unser ewiges Glück finden.

Nach der Betrachtung bereite ich mich auf die Meßfeier vor. Die heilige Messe ist das Wichtigste in meinem Tagwerk. Durch die Priesterweihe sind wir befähigt, lebendige Werkzeuge des Hohen Priesters Christi zu sein. Durch uns spricht er die Wandlungsworte: *«Das ist mein Leib — das ist mein Blut.»*

Ich leihe ihm als menschlicher Priester nur mein menschliches Organ. Er spricht und handelt, und so geschieht das Geheimnis.

Selbstverständlich vergesse ich keinen Tag, den Rosenkranz zu beten: es ist die Geborgenheit bei der Mutter. Und ein Besuch in der stillen Abendkirche bringt vieles Aufregende zum Abklingen.

Vor dem Schlafengehen verrichtet man das kirchliche Nachtgebet, die Complet, die einenteils Gewissenserforschung, Dank und Empfehlung in Gottes Schutz ist (*«In deine Hände, o Herr, empfehle ich meinen Geist — beschütze mich wie deinen Augenstern»*) als auch Übergabe des Gebetes an jene Priester und Sänger, die andernorts jetzt nun das Lob Gottes beginnen: Wachtablösung.

Allen aber, die mir anbefohlen sind, denen ich es versprochen habe, von denen ich weiß, daß sie schwer ringen müssen, allen diesen spende ich anschließend noch einzeln den priesterlichen Segen.

Die Woche

Der Haupttag der Woche ist natürlich der Sonntag. Von da aus wird alles geordnet und eingeteilt. Freitag und Samstag sind besonders der Vorbereitung der Predigt gewidmet. Oft harte Stunden, während welcher man in geistigen Wehen liegt. Habe ich einmal meine

Predigt auf dem Papier, dann ist die Hauptarbeit vorbei.

Den Samstagnachmittag verbringe ich von 16—21 Uhr im Beichtstuhl, ebenso den Sonntagmorgen von fünf Uhr oder halb sechs Uhr an bis acht Uhr. Soviel menschliche Mühsal von uns Priestern bei der Verwaltung des Ostergeschenkes Jesu auch geleistet werden muß: Hier erlebt man offensichtliche Wunder der Gnade. So oft ist man beschämt vor so vielen strebsamen Seelen, vor so vielen fast heiligen Menschen und vor dem so guten, aber auch so schwachen Willen der Menschen, und in inniger Freude darf man im Namen Gottes sagen: *«Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters . . .»* Und wie wohl tut dies Wort uns selbst, wenn wir vor einem Mitbruder knien und von ihm die Lossprechung erhalten; denn Priester, Bischof und Papst, wir alle gehen zur Beichte.

Der feierliche Gottesdienst ist das Hauptereignis des Sonntags: Die Versammlung der Gemeinde um den Altar, wobei das Geheimnis des Wortes (Lesungen aus der Schrift und Erklärung des Gehörten) und das Geheimnis des Brotes — *«Tut dies zu meinem Andenken»* — gefeiert wird. In dieser Feier ist die Erlösungstatsache gegenwärtig: Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, und zugleich ist es Bereitung der Gläubigen auf seine Wiederkunft: *«Ihr verkündet den Tod des Herrn, bis er wiederkommt.»*

Dies tiefste Geheimnis unseres Glaubens kann von außen nie begriffen werden. Menschliche Worte versagen. Es ist der Glaube, und Glaube ist in erster Linie Gnade.

Als Priester sind wir nur Verwalter und Ausspender der Gnadenreichtümer Gottes, und mir ist körperlich und seelisch nie so wohl wie dann, wenn ich so an einem Sonntag möglichst viel zu tun habe: ein umlagerter Beichtstuhl, mehrmals predigen, Hunderten von Menschen in der Feier des heiligen Mahles die Kommunion zu spenden und, das Schönste: die hl. Feier zu vollziehen.

In der Feier des Gottesdienstes hat mir Gott als kleinem Buben den Beruf gegeben, in der Feier des Gottesdienstes kann ich das Eigentlichste des Berufes auch ausführen. Und alles ist Gnade.

NB. Vielleicht wäre es gut, nun nochmals den dem Artikel vorangestellten Brief an den Herrn Redaktor zu lesen.